

(Nachdruck verboten.)

15) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Georg wäre umgekehrt, aber dann hätten sie ihn ja für feige halten können! Und ehe er einen Zweifel an seinem Mut aufkommen ließ, da würde er noch ganz etwas anderes getan, als sich hier in der wenig anheimelnden Gesellschaft niedergelassen haben. Trotzdem wollte er, mit einem letzten Versuch, dieser Sorte zu entgehen, an dem großen Tisch vorbei, auf dem in der Mitte ein Holzfaß stand, das Schnupftabak enthielt. Da hörte er, wie der Dicke mit der Säufernase sagte:

„Na, jehste! Wat hab' id denn vorhin jesagt! Det is 'n Achsefesser¹⁾, der noch nich weef, wie 't in de Welt zueht! . . . Dem muß erscht mal richtig de Neese jeput wer'n!“

„Von Dir?“ sagte Georg stehen bleibend und den Säuser mit zugekniffenem Auge fixierend.

„Sawoll, von mir!“ brüllte der andere, aufspringend und mit seinen vom Alkohol trübten Augen den Gegner anglozend, „von wem denn sonst, Du Schlamassel!“

„Na, komm doch mal raus!“ lachte Georg. Aber der Dicke, der bei diesem Stumpf wahrscheinlich eine schlechte Figur gemacht hätte, blieb gern hinter dem Tisch zwischen seinen Freunden. Der ihm zur Rechten saß — Georg sah vorläufig nur den breiten Rücken und den blanken Scheitel des Schwarzhhaarigen — der sagte:

„Warum zankt a' Eich denn . . . Wir haben doch wah'haftig alle keene Veranlassung, hier Kadau zu machen un uns womöglich noch de Polente²⁾ uff'n Hals zu laden! . . . Komm' lieba her, Du, un jibb' eenen aus, wenn De kannst! . . . Wie heeßt a denn?“ Er wandte sich mit den letzten Worten an den, der Georg vorhin nach seinem „Bürgerbrief“ gefragt hatt, einen hübschen Menschen mit blondem Haar und flottem Schnurrbart, der sich in der Kleidung wie ein Seemann trug.

„Det weef Matrosenemil ebensowenig wie wir!“ sagte der Jugendliche vorweg, und der Blonde selbst setzte hinzu:

„Ja, det wa't ja eben! Wie wa vorhin aus Tejel kamen, da . . .“

„Na, det kann ja nu sind, wie 't will,“ unterbrach der mit dem schwarzen Scheitel, sich halb umwendend:

„Der Herr seht sich hier mit ran, un wenn er Pinkus in de Taschen hat, denn wird er schon selba wissen, wat'n zukommt! . . .“

Georg setzte sich. Der große, breitbrüstige Mensch mit seiner sehr ruhigen Art hatte ihm sehr imponiert. Er war etwas besser gekleidet wie die übrigen, trug ein Oberhemd ohne Kragen und einen goldenen Siegelring auf dem rechten Zeigefinger. Man sah ihm an, daß er Kräfte und Entschlossenheit besaß.

Georg ließ sich nun nicht länger nötigen und bestellte eine Lage Bier, der gleich eine zweite folgte, da die Gläser auf einen Zug leer waren. Da er sah, daß die drei anderen warmen Schweinebraten aßen, bestellte er sich auch davon und hieb tapfer ein in die reichliche Portion. Aber ehe er das tat, hatte er überrascht aufgeblickt: statt der Alten, die bisher bedient hatte und von den Anwesenden „Mutter Rakke“ genannt wurde, war jetzt ein Mädchen aus der Küche gekommen, ein starkes, vollbusiges Geschöpf mit brennenden Augen.

„Gefällt Da woll, unse Emma?“ meinte sein Nachbar mit dem Anflug eines Lächelns. Aber Georg antwortete nicht, vorläufig unterdrückte der Sunger jede andere Regung in ihm.

9.

Während des Essens beobachtete Georg Hellwig nur, und er kam zu der Ueberzeugung, daß ihn der Zufall und vielleicht der Wunsch, der alle die anderen hierher brachte —

¹⁾ Neuling, Grüner,
²⁾ Polizei.

nämlich einen recht versteckten Winkel aufzusuchen —, geradenwegs in eine Taschemme geführt hatte.

Neben seinem Nachbar zur Linken, der „Schnepper“ genannt wurde, saß ein langer, dürrer, trotz seiner Dürftigkeit mit einem gewissen künstlerischen Schmiss gekleideter Mensch; sein Spitzname war „Hundewilhelm“. Dann einer mit fürchterlich entstellten Zügen, den sie „Marbenemil“ nannten und in dessen unheimlichem Gesicht die Spuren dieser grauenhaften Verletzungen rot aufflamten, sobald er Alkohol zu sich nahm. Auf der anderen Seite die drei, denen der Knopfbrecker auf der Straße begegnet war, und schließlich ein kleiner dürrer Jude mit einer unglaublichen Nase, aus dessen eigentlichen Namen „Isidor“ seine Junstgenossen das fast zärtlich klingende „Dorchen“ gemacht hatten. Dorchen war heute früh ebenfalls aus Tejel gekommen, wo er zwei Jahre wegen Taschendiebstahl abgemacht hatte. Eben erzählte er, der überhaupt sehr drollig war, von den Streichen, die er der Gefängnisverwaltung mit seiner Religion als orthodoxer Jude gespielt hatte.

„Herr Direktorleben,“ hab' ich gesagt, „wenn ich scho treife eh, auf de Werktag, muß ich wenigstens haben mei koscher auf Tomkippur und Kaschashone³⁾! . . . Na, und wie se mir haben gebracht 's Achselchen⁴⁾, is dringelegen ä Hoor! . . . ä Hoor von 'ne goite!“ Hab' ich mir vormelden lassen bei 'n Herrn Wirtschaftsinsektor un hab'n gesagt, wenn soll'n sein Hoor in de Suppe, verlang' ich wenigstens jüdisches Hoor! Das Hoor von de goite soll er reintun lassen in sei Essen! . . .“

„Na, un wat ham' se da jemacht mit Dir, Dorchen?“ fragte Pfefferneese, der vorhin mit Georg angebunden hatte und noch immer wenig freundliche Blicke herüberwarf.

„Nu, se haben kommen lassen ä Beamten un haben mer gebracht in'n Keller,“ erzählte der Jude, der wie alle wirklich komischen Menschen beim tollsten Gelächter seiner Freunde selber ganz ernst blieb.

„Na un wie De nu in'n Keller warst, Dorchen?“

Der mit der Raubvogelnase suchte die Achseln.

„Wie ich war in'n Keller, hab' ich gefragt 'n Herrn Amtschauter⁵⁾, ob er nix hat zu verkaufen, alte Hüte, alte Kleider, alte Stiebeln un hab' gezeigt auf 'n Herrn Oberschauter⁶⁾ sei Rödelach, der is grade vorbeigegang un hab' gefragt, was es soll kosten, das Rödelach . . . ich zahle de besten Preise!“

Selbst Georg mußte lächeln, aber wie jetzt die schwarze Emma kam und das Geschirr vom Tisch räumte, da wurde Hellwigs Aufmerksamkeit ganz gefesselt durch das Mädchen, das, ihm zulachend, die Perlenreihen seiner weißen Zähne zeigte.

Schnepper stieß ihn an und sagte:

„Du! da laß Da man nich bei treffen! Det is 'n jrünen Heinrich seine, der jekt seine drei Jahre runterreißt, weil a 'n Förster halbdotjeschlagen hat . . .“

„Denn is er woll 'n Wilddieb?“

„Ree, aber er frottirt so jerne . . . Du weeft doch, so'n kleenet Ding, so'n Frettchen, det wird in'n Karnickelbau rin-jelassen un denn komm' de Karnickel raus un renn' in de Neze, wo se über de Böcher jezogen haben . . . Det nennt man frottieren . . .“

„Un dabei hat er'n Förster dotjeschlagen?“

„Janz dot nich! Aber jewinkt hat er 'n eene mit de Schippe . . . id war ooch bei, aber mir ham se nich jekricht . . . id hab n Wandersmann jemacht!“ . . .“

Der Knopfbrecker war ganz Ohr; diese Jagd auf wilde Kaninchen interessierte ihn ungemein, und er nahm sich fest vor, sich, sobald nur irgendeine Gelegenheit käme, auch einmal daran zu beteiligen . . . Er war flink und würde sich so leicht nicht kriegen lassen!

„Wie lange sikt er denn schon, Dein Freund?“

„Warte ma' . . .“ Der Breitschulterige dachte nach, „na,

¹⁾ Jüdische Feiertage.
²⁾ Essen.
³⁾ Christenmädchen.
⁴⁾ Gefängnisaufseher.
⁵⁾ Oberaufseher.
⁶⁾ bin ausgerissen.

det kennen jezt woll schon sechs Monate her sein . . . Emma hat a mir 'n Rastiba jeshoben mit Gundewillen, wie der rauskam, un hat mir beschworen, bei unsre Freindschaft, id sollte uff seine Emma kneisten¹⁾, det da keen andrer nich rankame. Na un da bin id denn gleich mit zu se hinjeiang un habe ihr det Testament von ihren Liebsten jezeigt un habe ihr jesagt, det id de Erbschaft wollte antreten! . . . Wenn se mit mir jinge, denn hätt' se nischt zu befürchten! . . . Aber se wollte nich! Se hat soja ihr Jeshäft uffjeiem un is hier bei ihre Tante jezogen, wat Mutter Rasten is, un nu fellneriert se hier . . .

„Na, wat hatte se denn für 'n Jeshäft vorher?“ fragte Georg naiv.

Der mit dem scharfen Scheitel lachte laut auf, und Pfeffernesse, der seine rote Nüstelnase auch hineinsteckte, schrie: „Nee, so'n Linkmichel²⁾ is ma denn doch noch nich vorjekomm'l . . . Wat kann' Meechen vor'n Jeshäft haben?“ Du meenst woll, se is Nähmamsell un fängt de Stiche mit'n Hintern uff! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Hochzeitsreise.

Von Rudolf Franz.

S. 176 hat bekanntlich in Emmelingen Maschinenwechsel. Denn Emmelingen liegt genau halbwegs zwischen Frankenstein und Kesselberg, nach jeder Seite sind es hundertzwanzig Kilometer. Und auch ein Nachtschnellzug kann nicht ohne Maschinenwechsel zweihundert- undvierzig Kilometer fahren.

Also war der Hilfsheizer Stubinigh um neun Uhr im Maschinenhaus. Lokomotivführer Winter kam eine halbe Stunde später. Und Punkt zehn Uhr zwanzig führen sie mit der Kappernden und schonaufenden Schnellzugsmaschine 2703 das Nebengleis hinunter. 2703 war ganz neu, vor drei Tagen eingetroffen und sollte die erste große Fahrt machen. Lokomotivführer Winter lehnte sich heraus.

„Daukenrot! Kommt er pünktlich?“

„Halbe Stunde Verspätung!“ rief der Mann mit dem Postfach.

„Na, die haben sicher den Tornado,“ sagte der Heizer.

„Dann wollen wir erst Kaffee kochen,“ beschloß Winter und zog eine Tüte mit gemahlenem Kaffee aus seiner schwarzen Ledertasche.

„Wer fährt denn drauf?“

„Der Bracht doch. Er hat sie ja heute morgen hingefahren, wie wir damit von Kesselberg retour kamen.“

„Ach, das war 'ne Fahrerei!“ Der Führer lachte still in sich hinein. „So 'ne Nähmaschine! Ich bin neugierig, was der neue Kasten taugt. Wann haben wir Fahrplan?“

„Behn Uhr sechsundzwanzig.“

„Dann kommen wir vor elf nicht weg.“

Lokomotivführer Winter verstummte. Er spähte nach Bahnsteig II hinüber. Da gingen zwei Leute, ein Herr und eine Dame. Ein Handkoffer, eine Reisetasche und eine Decke lagen auf einer Bank. Jetzt kamen sie unter die Vogenlampe, und Winter erkannte Käthe Einhäuser.

„Stubinigh, seh'n Sie noch 'mal nach den Laternen, man weiß nie, ob so neue Dinger richtig brennen.“

Der Heizer kletterte mit dem Fuhrkasten hinunter, und der Führer hielt sich die Hand über die Augen, um besser sehen zu können.

Was lag vor? Die Tochter vom Postkassener Einhäuser hatte dem Lokomotivführer Winter einen Korb gegeben. Vor einem halben Jahr. Niemand wußte darum, außer ihrer Mutter. Das war noch ein großes Glück. Dann hatte sie sich verlobt. Und heute? Winter begriff allmählich. Natürlich, er hatte an nichts gedacht. War früh vom Dienst zu Eisel gegangen, hatte ein paar Gläser getrunken und sich aufs Ohr gelegt bis zum Nachmittag. Dann konnte er gerade noch essen und mußte schon wieder zum Dienst. . . .

Der Heizer kam zurück.

„Sie haben doch immer den „Kreisanzeiger“, Stubinigh?“

Der gab ihm das zusammengefaltete Blatt, das er aus der Rocktasche hervorholte.

Richtig, da zeigten sie ihre Vermählung an. Oberlehrer ist er, stimmt. Und jetzt gehen sie auf die Hochzeitsreise. Mit S. 176. Maschine 2703.

Der Kaffee war fertig. Sie tranken ein paar Tassen und stellten die Kanne dann warm. Der Heizer versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen, aber Winter antwortete nicht.

Plötzlich kam Leben in die stille Bahnhofshalle. Das Paar, das sich auf die Bank gesetzt hatte, stand auf. Der Assistent kam über die Schienen vom Dienstzimmer her. Ein paar Signalglocken läuteten, eine Weiche wurde umgelegt, ein Signalmast klapperte. Führer Winter lehnte sich hinaus.

„Na, da kommt er doch schon um den Krumbogen.“

Gleich darauf schob sich donnernd und ziehend die schwarze Schlange am Bahnsteig entlang. Noch ehe der Zug völlig hielt,

sprang der Zugführer ab und eilte auf den Mann mit der roten Mütze zu. Beide sahen auf ihre Uhren, machten sich Notizen und sprachen laut miteinander, da die stöhnende Maschine neben ihnen abgekloppt wurde.

Ja, der Anschluß vom Norden her! Jeden Abend beinahe gab es da Malheur! Konnte der Lokzug nach Differdingen nicht fünf Minuten früher gelegt werden? Aber nein, da gab es an der Strecke ein prinzipielles Schloß, und Seine Durchlaucht wollten ein- für allemal abends Anschluß nach Kesselberg haben. Da war nichts zu machen. Man mußte stillliegen, bis der lächerliche kleine Zug mit oder ohne Salonwagen einlief. Nun hatten sie obendrein diese alte Maschine gekriegt, den Tornado. Da konnte man hinein-schmeißen, soviel man wollte, sogar mit englischen Kohlen hatten sie's versucht, die sie sich gegen die Instruktion verschafft hatten — halb alles nichts, das Ras machte keinen Dampf und sie mußten froh sein, wenn sie ohne Vorspann durchkamen.

Lokomotivführer Winter sah das Paar in ein Abteil zweiter Klasse einsteigen. Dann fiel sein Blick auf den Assistenten und den Zugführer.

„Na, die können auch weiter nichts wie schwagen. Und unser-eins kriegt die Protokolle, wenn man nur eine Minute zu spät kommt. Mensch, Stubinigh, heute machen wir's aber nett. Und wenn alles zum Teufel geht. Gestern mit dem Saubing haben wir noch fünf Minuten dazu verloren. Die Kerls vom grünen Tisch sollten sich Bratwurst drauf kochen, aber nicht Schnellzüge von vierundzwanzig Achsen dahinterhängen. Und auf 'ner Strecke mit soviel Steigung.“

„Herr Winter, die pfeifen wie besessen, wir müssen vorsehen.“

„Ja, verflucht. Los!“

Zwei Griffe, und die funkelneue Maschine setzte sich fast lautlos in Bewegung, rückwärts, auf die Spitze des Zuges zu. Der Assistent kam schon angelaufen. Es war so ein junger, schneidiger.

„Aber, Herr Winter, wo bleiben Sie denn! Wir sind schon achtundzwanzig Minuten zu spät.“

„Leb' mich im Kermel!“ In diesem Moment stieß nämlich die Maschine nicht ganz zart gegen den Packwagen.

„Wie meinen Sie?“ rief der Assistent.

„Ich sagte 'was zum Heizer.“

„Warum stoßen Sie so fest auf den Zug auf? Seine Durchlaucht sind doch im Schlafwagen.“

„Tut mir sehr leid. Bei so 'ner neuen Maschine kennt man sich nicht gleich aus.“

„Na, dann werden Sie heute wohl noch zehn Minuten mehr verkieren als gestern. Abfahren!“

Der Bremser konnte eben noch vom Gleis herauf auf den Bahnsteig springen, nachdem er die Maschine angekuppelt hatte. Winter hatte mit einem rasenden Griff die Dampfpeife gezogen, die grell aufschrie, während die Räder sich langsam zu drehen begannen, wie in den Raden gestochen von der blitzenden Pfeuelstange.

„Wir werden wohl nicht 'rausgedrückt heute?“

„Der Fedel ist kaput,“ antwortete der Heizer. „Am Uebergang mit 'nem Fuhrwerk zusammengestoßen.“

„Na, dann los. Feste rein! Der Tender muß leer sein, wenn wir ankommen. Ich hab' die Protokolle satt . . .“

Nach einer Weile fuhr er fort, als der Zug schon bald volle Fahrt hatte:

„Passen Sie auf, wenn wir erst über die Steigung weg sind. Wenn's die Wasserscheide runter geht, sollen Sie 'was erleben.“

„Nieber nicht, Herr Winter. Bei so 'ner Schnellzugsmaschine weiß man sowieso nicht, ob man 'n Mensch oder 'n Stück Eisen ist. Nee, ich fahr' lieber Güterzug. Ich laundere mich immer, daß nicht alles in tausend Fetzen springt.“

„Ach, Quatsch! Schäufeln Sie rein, und reden Sie nicht! Man versteht ja sowieso nichts mehr. Hallo, da haben wir schon Anzefahr. Sieben Minuten bis hier, das laß' ich mir gefallen. 'Ain in die Kiste! Ich hab' die Schweinerei satt.“

Der Zug stampfte in mäßiger Steigung durch bewaldete Höhen. Der Heizer schufelte fast ununterbrochen. Bald zog er mit dem langen Haken aus dem Hintergrunde des Tenders die Kohlenblöcke heran, bald schob er leuchtend eine Schaufel nach der andern in den glühenden Rachen.

Eine plötzliche Helligkeit erhob sich, Lichter bligten, ein Signal-ton schwebte wie zerrissen vorbei, ein paar Gebäude schienen nach rückwärts vorüberzurutschen, die Helligkeit nahm ab, ratternd setzte die Maschine über ein, zwei Weichen und dann stapfte sie weiter, den ungeheueren Ballast hinter sich herreisend, daß die Ketten und Kupplungen bei jeder Kurve knirschten und quietschten.

„Los, los, Stubinigh!“ gestikulerte der Führer. „Gleich kommt Alendorf. Daß wir mit Schwung über die Wasserscheide wegkommen. Bis Zimmersrode müssen wir schon zehn Minuten gut gemacht haben!“

Schweißtriefend und taumelnd arbeitete der Heizer zwischen Tender und Feuerloch hin und her. Die Maschine tanzte und sprang, als wollte sie jeden Augenblick die feste Bahn der Schienen verlassen und sich entseffelt seitwärts in die Finsternis stürzen. Der Führer hielt sich mit der rechten Hand an der Brüstung, die linke lag am Ventil. Hin und wieder warf er einen Blick auf die Uhr. Sonst starrte er geradeaus auf die Strecke, in das stilk Licht, das, vielleicht sechzig, siebzig Meter lang, vor dem Zuge herstrahlte. Was eben in seinem Kreise auftauchte, war im nächsten Augenblick schon unter die Räder gestampft, zermalmt, pulverisiert und unter der

¹⁾ aufpassen.

²⁾ Dummkopf, ungeschickter Mensch.

letzten Achse hervor als Staub und Dreck zurückgeschleudert. Manchmal schien es dem Heizer, als habe der Führer ihm etwas zugerufen, aber wenn er fragend innehielt, trieb ihn der gleich wieder an.

Die Maschine rollte und fuhr nicht mehr: sie sprang in gewaltigen Schüben, nur mühsam durch die Schienen in Fesseln gehalten. Die Wasserseide war jetzt passiert und das schwache, aber gleichmäßige Gefälle unterstützte die Eigengeschwindigkeit des Zuges. Der Heizer glaubte sich etwas ausruhen zu dürfen, da die Maschine fast von selbst in diesem Tempo hätte bergab laufen können. Aber Winter war anderer Meinung. Und als er die Erschöpfung des andern sah, drückte er ihn auf das schmale Bänkchen an der Seite und griff selbst zur Schaufel. Der Heizer klammerte sich fest und sah mit wachsendem Entsetzen dem Führer zu. Auf die Strecke achtete keiner mehr. Wozu waren denn die Streckenwärter und Aufseher da? Außerdem war bei der Fahrt in der Dunkelheit doch kein rechtzeitiges Halten möglich, wenn etwas nicht in Ordnung war.

Die Insassen des Zuges kamen nicht zum Schlafen. Hier und da öffnete jemand ein Fenster, um zu sehen, ob das tolle Schleudern und Schütteln an der Strecke oder an der Geschwindigkeit läge. Aber die dicken Wolken von Rauch und Staub, mit kleinen Steinen untermischt, die der rasende Zug aufwirbelte, trieben jeden Neugierigen schnell zurück.

(Schluß folgt.)

Neue Erzählliteratur.

II.

Zu Märten: Torso, Das Buch eines Kindes. (Verlag R. Piper u. Comp., München.)

Jacob von Gunten, Ein Tagebuch von Robert Walser. (Verlag von Bruno Cassirer, Berlin.)

Tagebuch einer Dame. (Verlag R. Piper u. Comp., München.)

Drei menschliche Dokumente recht verschiedener Natur. Zu Märten ist von den dreien wohl die stärkste Individualität. Das Buch eines Kindes — warum dieser irreführende Titel, denn es ist die Geschichte eines Menschenkindes bis zum erwachsenen Weibe — zeigt ein Mädchen aus Dantalus' Geschlecht. Qualen zu tragen, in Qualen sich zu Ende leben, war sein Fatum. Schade, daß das Buch auch künstlerisch ein Torso geblieben. Mit echten Gefühlen, gespeist am träumerischen Quers des Lebens, fängt es an und verliert sich im Fladerlicht ekstatischer Wirrnis. Das Kind wächst in einem lichtlosen Hause heran; Lachen, Freude, Sonne sind nicht darin. Eine Familie mit Krankheit gezeichnet, Blutstürze sind an der Tagesordnung, der Tod hält seine Ernte.

Armut, Schulden stehen vor der Tür. Die Wanderungen um Brot beginnen, lächerlicher und höhrender als alle Wiße der Welt. Inmitten dieser Familie mit schlechtestem Blut und sensitiven Gefühlen schaut das reisende Mädchen mit Frageaugen auf den Sinn des Lebens und wird emporgetragen von ihren Gedanken in das Reich der Gerechtigkeit, das sie nicht findet, indessen ihr starrer Körper das Elend ihres Schicksals weiter schleppt. Es tritt ein in die Qual des Begreifens sozialer Nöte, Weiten springen ihrer Seele auf, die sie beglücken und martern zugleich. O, nur ein wenig Ruhe, du Leben, und nicht so viel Blut... Aber ach grausam ist die Spähing. Die Geschichte einer, die Flügel hat und Ketten zugleich, ihr böses Erbeil war ihr Blut. Ihr schweres Blut, das nicht den leichten Pulsschlag fand. Zu Märten gibt keine Elendsmalerei im naturalistischen Stil, ein Stück geistiges Proletariat wurde mit dem Leben einer wundern Seele geschildert, deren Schluchzen sich künstlerisch formt. Tiefe Einsichten leuchten auf, dann aber gerät die Verfasserin in den Zustand der Visionen und die Hochspannung ihres Empfindens sprüht phantastische Funken. Peter Hille und Ulrich Wendel schweben als Schutzheilige über der Lebenslage einer Glückselbsterbten und die echte Stimmung des ersten Teils zerfließt in verfliegene Gewalttaten.

Von einem ganzen und gesunden Menschen, der die Kraft wollte und sie darum auch fand, handelt das Tagebuch des Institutszögling Jacob v. Gunten. Er ist kein forrechter Standesmann, sondern einer der das Leben auf seine Weise lebt. Ein gut Teil Ironie steht ihm zur Seite und dazu jener Selbststolz, der der Vater des Vollbringens ist. Und darum vollbringt Jacob v. Gunten auch das Schwere, einen Mann aus sich zu machen, seine Kameraden zu Freunden zu wandeln und selbst ein Freund zu sein, vor allem aber seinen Lehrer, den Institutsdorpfeher, mit seiner geschlossenen Persönlichkeit zu bezaubern. Mit ihm knüpft er den Bund von Mensch zu Mensch und beide ziehen in die Freiheit, der Tat entgegen. Eine Geschichte, die mit allerlei Arabesken von Schwärmerei geziert wurde, mancherlei kluge Randbemerkungen zum Wuche des Lebens zum besten gibt und bei aller Natürlichkeit des Stils in eine frille Grazie getaucht ist, die die helle Nüchternheit zart wie mit Traumschleiern überpinnt. Robert Walser offenbar hier wiederum sein lebenswürdiges frisches Talent, das sich immer mehr bestrebt, eine Form zu finden gegenüber dem Zerflattern seiner früheren Schöpfungen.

Das Tagebuch einer Dame zeigt die Handschrift der Eitelung. Das Gefühl des Gemachten ist nicht los zu werden. Es schwimmt einem Strom nach, der bereits ermüdenden Dunst ver-

breitet. Das Fräulein aus adeligem Hause gibt die bekannte Weichte mit der noch bekannteren Offenherzigkeit, die hundert Leseragen auf sich gerichtet weiß und in der Absicht, den „Philister vor den Kopf zu stoßen“, ihren spezifischen Wert erblickt. Marie Vaskeleit, die geniale frühreife Rusin, hat seinerzeit in ihrem Tagebuch ihre Seele mit einer atemraubenden Kläntheit bloßgelegt. Da waren die Gefühle kein schönes Dclamationsthema, wie von Stößen des Gebärens getrieben kam Halbungsphantum und geistiger Hautgout in ebenso grauenhafter wie bewundernswürdiger Schtheit ans Licht. Die blaublühige Tagebuchschreiberin der vorliegenden zwei Bände schießt beständig nach der starken Rusin, aber sie kommt nicht über ein freigeistig angestrichenes Blaustrumpftum hinaus. Zuerst fällt wieder das Kennzeichen aller Damenbücher ins Auge: das Prozen mit Belesenheit und Wissen, und ohne den obligaten „Geniekreis“ geht es auch nicht ab, der nun einmal zum Milieu der besonderen Menschen gehört. Die Schilderung des Gottesgnadentums der Könige des Pinsels, der Feder und der Tasten ist der bittere Kelch, den jeder immer und immer wieder auskosten müssen in den sogenannten interessanten Romanen. So haben wir hier wieder die Grimassen der „freien Menschen“ zu erleben. Natürlich spielt ebenfalls auch die Erotik eine Art Mittelachsenrolle. Die Adlige, schon zuvor sexuell beschäftigt, wird kurz vor der Heirat gemäß ihrer innerlichen Freiheit abermals Dirne, was sie aber nicht hindert, nebenbei bester Gesellschaft, wie z. B. Nietzsche usw., Audienz zu geben. Leider versteht sie diesen falsch, wie fast alle weiblichen Herrenmenschen, dafür aber korrigiert sie Laine, Zola, „der von einzelnen Noheiten nicht freizusprechen ist“, Bölsche. So guckt hinter der „Künstleriecke“ überall feminines Philistertum hervor, eine kleine politische Gebärde soll das „Heldenmädchen“ zeigen, wie überhaupt ein selbstschmeichlerischer Eigendünkel die Basis der ganzen Weichte ist. Auch stilistisch findet sich manches Vorzügliche. Selbstverständlich gehört es zum Schema, daß die Klassenname Schriftstellerin wird. Das heißt, sie „entlickeht“ sich einfach, eine zu werden, und das geht dann immer gleich wie geschmiert. Und von dem großen Kunstwerk wird in großen Worten gesprochen. Ferner bekommen wir die nicht mehr ganz ungewöhnlichen Stimmungsbilder von Venezia und Roma vorgemalt (malerisch versteht die Verfasserin am besten zu sehen). Die Tat des Selbstmordes bleibt dem Leser gleichfalls nicht erspart. Zum Glück wird die entgleiste Adelige aber heil aus der Tiber gezogen, so daß sie noch Revue über ihren fürchtbar großen Idealismus, der Vantrott machte, halten, dem deutschen Kaiser ein paar überschwengliche Komplimente machen und sich zum Herrn hinfinden kann im Dienste des Evangelischen Jungfrauenvereins.

Franz Servaes: Michael de Ruhters Witwerjahre. (Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Eine gut unterhaltsame Historie, allerdings über dem Familienblattniveau, ist diese Geschichte, in der Servaes auf etwas in der heutigen Literatur Außergewöhnliches verfallen ist. Er schreibt die Geschichte eines Normalmännchen. Oder sagen wir eines banalen Menschen. Sein Witwer Michael de Ruhter, den wir vom Joche seiner Frau an durch seine buntgestaltigen Herzenserlebnisse bis zu der wehmüttsvollen Erkenntnis begleiten, daß er auf seiner Jagd nach Liebe am Glück vorbeiging und im Dornengebüsch einer verhehlten abermaligen Ehe verbluten mußte, ist ein Durchschnittstyp. Einer der vielen Lebensläufe, die zu schieben glauben und geschoben werden, und zwar immer in jene große Halle hinein, die das Leben für die Schwachen bereit hat. Diese Durchschnittsgeelen sind wenig interessant (im Grunde, aber die latente Tragik jedes Dilettantismus, also auch des Lebensdilettantismus, ist wohl ein Stoff, der Gestaltung wert. Und Servaes verrät in seinem Buche ebenso viel epische Kraft wie kundige Psychologie, wenn er den verschlungenen Pfaden der Liebeswege seines Wittwers mit Ernst und Humor nachgeht. Ruhter ist Erotiker im gesunden normalen Sinne, er hat Illusionen, und er hat Gewissensbisse, und diese zwei werfen ihn stetig in jene Halbheit, die weder zu beglücken verheißt, noch selbst glücklich werden kann. So fällt er aus Abenteuer in Abenteuer, aus Sonnenschein ins graue Dämmer der Nüchternheit und gerät zuletzt in die Hände einer frömmelnden Witwe, die ihn mit ihrer bigotten Tugend und Tugendbewachung um sein letztes Selbst bringt, das von Natur aus schon ungesegnet genug war. Das Molluskentum der Durchschnittsmenschen mit den Wucherungen schlechtester Instinkte ist in der Gestalt des „Auslebe-Witwers“ verkörpert, daneben aber springt ein Thema auf, das der Geschichte ein besonderes Rückgrat gibt. Das Verhältnis des lebeächtigen Vaters zu den heranwachsenden Kindern. Der Frau sind die Konflikte aus traditionellen Mutterpflichten und ihrem Liebesleben oft genug angekreidet worden, hier ist einmal die Frage der Vaterpflicht unterucht. Und Servaes läßt seine Geschichte in dem Glaubenssatz Nietzsches ausklingen, daß wir uns in unseren Kindern nicht nur fort-, sondern hinaufzupflanzen haben. Die einzelnen Charakteristiken der Personen sind dem Autor trefflich gelungen, besonders das Bild der ältlichen Jungfrau, Hedwig des Reutruims, mit dem Schwergewicht der Güte und der Tüchtigkeit, die des Wittwers Schutzgeist hätte werden können, rundete sich zu einer Meisterstudie. Sie entschädigt für manche tote Strecken des Buches.

Heinz Tobote: Fräulein Grisebach. (Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin.) In die reine Unterhaltungsliteratur segeln wir bei diesem fruchtbareren Wesen aller Reizgerigen

